

Andreas Gardt

23. Interpretation

Abstract: Interpretation ist die Darlegung von Bedeutung und intendierter Wirkung eines Textes oder multimodalen Zeichenverbundes. Dabei verläuft das Interpretieren als intentionaler Vorgang regelgeleitet, das Verstehen als der erste kognitive Zugriff auf den Text dagegen nicht. Für eine Reihe von textbezogen arbeitenden Disziplinen war und ist die Formulierung solcher Regeln des Interpretierens von größter Bedeutung: Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft sowie Literatur- und Sprachwissenschaft.

Entgegen unserer alltäglichen Redeweise ‚haben‘ Texte keine Bedeutung, sondern Bedeutung wird vom Interpretierenden am Text gebildet. Interpretieren ist daher ein konstruktiver Akt. Damit ist die Frage nach der Wahrheitsmöglichkeit, der Objektivität von Interpretation gestellt. Eine solche Objektivität wird von den meisten der in den Textdisziplinen verbreiteten Theorien negiert, von der Hermeneutik bis zu den (de-)konstruktivistischen Ansätzen. Zugleich soll durch methodische Vorgaben der Beliebigkeit des Interpretierens begegnet werden. Da Texte emergente (ganzheitliche) Größen sind, sind die Arten der Bedeutungskonstitution ausgesprochen komplex, wobei die Unterschiede zwischen Gebrauchstexten und literarischen Texten signifikant sind. Das gilt auch für den Autor dieser Texte als Referenzpunkt für die Interpretation.

Die neuere Sprachwissenschaft hat Verfahren der textsemantischen Analyse entwickelt, die, vor dem Hintergrund der pragmatisch-kommunikativen Einbettung von Texten, deren Makro- und Mikrostrukturen beschreiben, dabei auf *punktueller* wie auch *flächiger* Formen der Bedeutungskonstitution zugreifen.

- 1 *Interpretation und Verstehen*
- 2 Interpretation als konstruktiver Akt
- 3 Der Text als Gegenstand der Interpretation
- 4 Interpretation und Autor
- 5 Methoden der Interpretation
- 6 Literatur

1 *Interpretation und Verstehen*

Das Erfahren von Bedeutung im Umgang mit Texten, zumal mit literarischen Texten, wird häufig mittels Begriffen wie *Interpretation*, *Verstehen*, *Erklären*, *Analyse*, *Auslegung*, *Deutung* usw. beschrieben. Gelegentlich werden diese Ausdrücke synonym verwendet, oft aber werden zwei von ihnen einander gegenübergestellt. Der damit angezeigte Unterschied ist zumeist sowohl einer der zeitlichen Abfolge als auch einer der

kognitiven Orientierung des Lesers. Dabei wird ein erstes, intuitives Bewusstwerden von Bedeutung im Lektürevorgang von einem sich zeitlich anschließenden, absichtsvollen Erschließen von Bedeutung abgehoben. Am Beispiel des Begriffspaares *Verstehen* und *Interpretation* formuliert: Das Verstehen stellt sich mehr oder weniger automatisch ein, das Interpretieren dagegen ist intentionales Handeln des Rezipienten. In den textanalytisch arbeitenden Wissenschaften begegnet diese Dichotomie häufig (z. B. Bühler 2003a, 4 u. 2003b, 116; Ineichen 1991, 17; Fix 2007; Biere 2007; vgl. auch Busse 1992, 187 ff.; die Ausführungen in diesem Beitrag orientieren sich in Teilen an Gardt 1998, 2002, 2012, 2013, [demn.]).

Betrachtet man die Begriffe im soeben dargelegten Sinne, dann verläuft das Interpretieren als intentionaler Vorgang regelgeleitet, das Verstehen dagegen nicht. Ein Rekurs auf ein unbewusstes Anwenden von Regeln beim Verstehen, etwa der Art ‚Suche nach dem Prädikat des ersten Satzes!‘ – ‚Suche nach seinen Ergänzungen!‘ usw. wäre weder überzeugend noch belegbar. Hier ist die Kategorie des mentalen *background*, wie sie von John Searle (1987) verwendet wird, hilfreich: Was wir zum Verstehen kognitiv als Voraussetzung mitbringen müssen, ist im *background* aufgehoben. Selbst wenn wir eine Fertigkeit wie z. B. das Sprechen einer Fremdsprache durch Regeln erlernt haben, gehen diese Regeln ab einem bestimmten Zeitpunkt des Beherrschens dieser Fertigkeit in den *background* über. Wenn wir als deutsche Muttersprachler nach Jahren der Übung fließend Französisch sprechen, wenden wir keine Regeln mehr dezidiert an, sondern wir sprechen einfach Französisch. Analoges gilt für den Vorgang des Verstehens, wobei wir – im Gegensatz zum Erwerb einer Fremdsprache – das muttersprachliche Verstehen eben nicht oder kaum explizit regelgeleitet lernen mussten.

Zugleich können wir aber auf Aufforderung die Einzelheiten unseres Sprechens oder Verstehens im Nachhinein darlegen, d. h. wir können erklären, wieso wir gerade diese oder jene grammatische Struktur verwendet haben oder warum wir eine bestimmte Textstelle so und nicht anders verstanden haben. Wir können es dann umso besser, wenn wir entsprechend geschult sind, wenn wir die betreffende Fertigkeit tatsächlich über explizite Regeln und nicht durch reine Imitation einer Praxis erlernt haben. Für die Rezeption von Texten bedeutet das eine Annäherung von Verstehen und Interpretieren: Das intuitive Verstehen wird in dem Maße zum Interpretieren, in dem der praktische Umgang mit dem Text und die ihn motivierenden kognitiven Abläufe darlegbaren Regeln folgen. Unter Einbeziehung des Wissensbegriffs: Interpretierenkönnen basiert sowohl auf prozeduralem Wissen, ist also ein Know-how, als auch auf deklarativem Wissen, und je ausgeprägter die Anteile des letzteren sind, desto besser kann es explizit gemacht werden.

Für eine Reihe von textbezogen arbeitenden Disziplinen war und ist die Formulierung von Regeln des Interpretierens von größter Bedeutung: Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft sowie Literatur- und Sprachwissenschaft. Für die Theologie, die Rechtswissenschaft und die Literaturwissenschaft sind die primären Bezugstexte – in der katholischen und evangelischen Theologie die Bibel, in der Rechtswissen-

schaft das vom Gesetzgeber vorgegebene Corpus der Gesetzestexte, in der Literaturwissenschaft der Werkkanon – konstitutiv für die jeweilige Disziplin. Häufig haben die Interpretationen dieser Texte normativen Charakter und in den beiden erstgenannten Fällen damit auch unmittelbare Folgen für das gesellschaftliche Leben. Mit Ausnahme der Sprachwissenschaft haben die Disziplinen, z. T. über Jahrhunderte hinweg, eigene Hermeneutiken, Auslegungslehren entwickelt. Im deutschsprachigen Raum wird eine frühneuzeitliche theologische Hermeneutik bzw. Exegese durch eine juristische und eine z. T. auch auf literarische Texte bezogene philosophische Hermeneutik ergänzt, in je epochenspezifischer und theoretischer Ausprägung. Dabei fungiert die Hermeneutik zum Teil unmittelbar als Methodenlehre zur Bedeutungserschließung, gewinnt daneben später aber, etwa durch Martin Heidegger, die grundlegende Aufgabe einer „existentiale[n] Analytik des Daseins“ (Heidegger 1979, 37): Verstehen wollen und müssen ist dem Menschen grundsätzlich eigen, auch dort, wo es nicht um Texte geht.

In der Sprachwissenschaft gab es erste Ansätze einer Theorie der Interpretation vor allem im russischen und tschechischen Strukturalismus (insbesondere im Umfeld der *Prager Schule*, zu der u. a. Roman Jakobson zählte), deutlicher dann mit dem Aufkommen der Textlinguistik und einer pragmatischen Stilistik in den sechziger Jahren. Das lange Ausbleiben solcher Ansätze hing zum einen mit der Orientierung der Linguistik am Sprachsystem zusammen, das mit dem Satz als größter Einheit als abgeschlossen galt. Aus dieser Orientierung an der *Langue* ergab sich auch das Interesse am Musterhaften der Sprache und des Sprechens: Die spezifische Äußerung eines Sprechers bzw. der singuläre Text eines individuellen Autors interessierten nicht als solche, sondern lediglich in ihrem Beitrag zur Konstitution des Sprachsystems. Mit der Entwicklung der Textlinguistik gerieten auch individuelle Texte (und, in der Folge, auch Textsorten, Texttypen, Vertextungskonventionen usw.) vermehrt in das Blickfeld der Linguisten, und die pragmatische Wende in der Sprachwissenschaft ermöglichte die Analyse von Musterhaftem im historischen und aktuellen Sprachgebrauch, über den Satz hinausweisend zum Text und bis in den Diskurs hinein.

Hinzu kommt, dass die Systemlinguistik seit der Zeit der Junggrammatiker in Teilen von einem Verständnis von Sprache und Sprachwissenschaft getragen war, das sich an einem eher naturwissenschaftlichen Erkenntnisideal orientierte. Die kulturelle Dimension von Texten, ihre Rolle bei der Konstitution einer Lebenswelt, blieb zu großen Teilen unberücksichtigt. Das hat sich durch den geschilderten Wandel der Disziplin geändert, sodass in den letzten Jahren Forderungen nach einer *linguistischen Hermeneutik* (Hermanns 2003 u. Hermanns/Holly 2007), einer *hermeneutischen Linguistik* (Bär 2015), einer *kulturspezifisch orientierten Textlinguistik* (Fix 2011), einer *kulturanalytischen Linguistik* (Linke 2011), einem *linguistischen Interpretieren* (Gardt 2007) u. a. m. formuliert werden konnten. Die Begriffspaare deuten den Versuch an, das in der Hermeneutik begegnende Bewusstsein der kulturellen Dimension von Texten mit der methodischen Stringenz linguistischer Analyse zu verbinden.

Wenn die Hermeneutik und die mit ihr einhergehenden Konzepte des Interpretierens auch gerade in der Literaturwissenschaft stark präsent waren und sind, so wurde doch aus der Literaturwissenschaft auch Kritik laut. Diese Kritik umfasst Angriffe wie der Susan Sontags in ihrem Essay *Against Interpretation* (1964), in dem sie die in der zeitgenössischen Interpretationspraxis gängige Konzentration auf die Inhalte etwa literarischer Kunstwerke unter Vernachlässigung ihrer sinnlich erfahrbaren Formseite beklagt und resümiert: „In place of a hermeneutics we need an erotics of art.“ Besonders heftig wurden interpretatorische Positionen der Hermeneutik von Vertretern des Dekonstruktivismus kritisiert, so von Jacques Derrida. Die Kritik wendet sich gegen den interpretatorischen Zugriff auf die *eine* Bedeutung eines Textes, auf sein vermeintliches Sinn-Zentrum, eine der Sprachlichkeit irgendwie entthobene ‚eigentliche Bedeutung‘, was aber die faktische Abwesenheit eines solchen „transzendentalen Signifikats“ (Derrida 1992, 424) ignoriere:

Infolgedessen mußte man sich wohl eingestehen, daß es kein Zentrum gibt, daß das Zentrum nicht in der Gestalt eines Anwesenden gedacht werden kann, daß es keinen natürlichen Ort besitzt, daß es kein fester Ort ist, sondern eine Funktion, eine Art von Nicht-Ort, worin sich ein unendlicher Austausch von Zeichen abspielt. [...] Die Abwesenheit eines transzendentalen Signifikats erweitert das Feld und das Spiel des Bezeichnens ins Unendliche.

Eine solche zunächst texttheoretische Kritik gewinnt dort ideologiekritische Züge, wo im Verstehenwollen der Hermeneutik – etwa eines Hans-Georg Gadamer, wie er sie in *Wahrheit und Methode* (1960) darlegt – ein Drang nach Vereinnahmung des semantisch Fremden gesehen wird. Das spezifisch Eigene des Textes werde ihm im Vorgang der interpretierenden Aneignung genommen, indem er in den Traditionszusammenhang des Interpretierenden eingeordnet werde. Vor allem wo die zu verstehenden Texte nicht aus der europäischen Tradition stammen, wird der Hermeneutik der Vorwurf gemacht, sie sei eine „nachkoloniale Fortsetzung des Kolonialismus mit den Mitteln der Theorie“, ein „mehr oder minder rücksichtsloser Versuch, die partikuläre westliche Sicht in illegitimer Weise zu universalisieren“ (Horstmann 1999, 429). Diese Kritik kann sich auf Friedrich Nietzsche berufen, der im Verstehenwollen letztlich eine „Form des Willens zur Macht“ erkennt (Nietzsche 1980, 114). Damit wäre der gesamte Vorgang der Erzeugung und der Rezeption von Texten im gesellschaftlichen Raum unter dem Gesichtspunkt der Etablierung und Sicherung von Macht zu sehen: Das Verfassen von Texten als Konstituenten gesellschaftlicher Diskurse dient in der Sicht von Autoren wie Michel Foucault (1973) ebenso der Durchsetzung von Machtinteressen wie auch, folgt man der zitierten Kritik, ihre hermeneutisch geleitete Rezeption.

Tatsächlich können Texte und ihre Interpretationen dazu dienen (und tun es auch häufig), Positionen der Macht durchzusetzen und zu sichern. Das allerdings von jedem Akt des Verfassens eines Textes und einer jeden Interpretation zu behaupten, wäre nicht belegbar, würde auch jeder Erfahrung im Umgang mit Texten widersprechen. Aufrechterhalten ließe sich ein solch ausgeprägter Ideologieverdacht nur dann,

wenn man Kommunikation *grundsätzlich* als Ausdruck eines dem Menschen eigenen Dranges nach Dominanz begreifen würde: Jede Ansprache an den anderen, jedes Bemühen um Verstehen müsste dann als Ausdruck dieses Dranges begriffen werden.

Jenseits einer solch extremen Position aber verdankt sich die (de)konstruktivistische Interpretationskritik dem Wunsch, das interpretatorische Urteil über den Text nicht allzu schnell und allzu bündig zu fällen, sondern dem ‚Spiel der Signifikanten‘ Raum zu geben. Insofern das eine Warnung vor zu forscher An-Eignung des Fremden am Text ist, ist sie berechtigt. Der Wunsch allerdings, verstehen zu wollen, ist als solcher nicht hintergebar, der „Sog nach Sinn“ (Hörmann 1976) führt zunächst einmal nicht zu einer sich unangemessen verengenden Perspektive, sondern ermöglicht es dem Menschen zuallererst, sich in der Welt zu verorten. Die Alternative, Texte sozusagen semantisch brachliegen zu lassen, stellt sich nicht. Auch führt die Ablehnung der einen, ganz bestimmten Bedeutung als Resultat einer Interpretation keineswegs dazu, dass von den Kritikern keine alternativen Bedeutungsvorschläge unterbreitet würden. Vielmehr wird auch die Dekonstruktion und Negation dieser einen Bedeutung nahezu immer am Beispiel solch alternativer Lesarten vorgeführt. Und grundsätzlich gilt: Wer sich als Kritiker der Interpretation überhaupt öffentlich zu Wort meldet, spricht und schreibt, um gehört und verstanden zu werden.

2 Interpretation als konstruktiver Akt

Dass Bedeutungen von Texten, die durch Interpretation gewonnen werden, diesen Texten nicht unabhängig von ihrer Realisierung durch den Interpreten eigen sind, ist ein Gemeinplatz wohl jeder aktuellen Texttheorie. Entgegen unserer alltäglichen Redeweise ‚haben‘ Texte keine Bedeutung, sondern Bedeutung wird ihnen in den Akten des Verstehens und der Interpretation zugewiesen. Diese Verschiebung von einer Sicht auf Texte als ‚Behältern‘ von Bedeutung entspricht dem gegenwärtigen konstruktivistischen Paradigma der Geistes- und Kultur-, auch der Sozialwissenschaften, begegnet aber auch schon zuvor. So betont, um nur zwei Beispiele zu nennen, das Konzept der *Horizontverschmelzung* in der Hermeneutik Hans-Georg Gadamers (1960) das Zusammenkommen eines im Text angelegten *Sinnhorizonts* mit dem Vorwissen des Lesers, seinen *Vor-Urteilen*, und damit die bedeutungsgenerierende Leistung des verstehenden Subjekts. In der Literaturtheorie war es zum Beispiel die *Rezeptionsästhetik*, die die kognitive Eigenleistung des Rezipienten im Verstehensprozess hervorhob (Iser 1994, Jauß 1994). Tatsächlich aber zeigt sich bereits im Begriff des *Sehe-Punkts* des aufklärerischen Hermeneutikers Johann Martin Chladenius (1742) die Annahme vom subjektiv-perspektivischen Zugriff auf Texte.

Damit ist zugleich die Frage nach der Wahrheitsmöglichkeit, der Objektivität von Interpretationen gestellt. Wenn sie durch den kognitiven Beitrag der Interpretierenden einen notwendig subjektiven Anteil haben, ist Objektivität ausgeschlos-

sen. Erkenntnistheoretisch entspricht dieser Auffassung eine noch weitergehende, grundlegende Skepsis hinsichtlich des Abbildcharakters von Sprache. Schon in der Frühen Neuzeit wurden Stimmen laut, die in den sprachlichen Kategorien Perspektiven eingeschrieben sahen, die uns die Welt entlang der grammatischen und lexikalischen Konturen der Einzelsprachen erkennen lassen. Anfang des 17. Jahrhunderts hatte Francis Bacon diese Überzeugung bereits pointiert in die Formulierung „Verba [...] res secant“ gefasst (Bacon 1620, Aphorismus 59), und der Gedanke einer sprachlichen Gliederung der Dinge hält sich in unterschiedlichen Graden der Zuspitzung bis in den Konstruktivismus der Gegenwart. Am weitestgehenden wird diese Position aktuell von Vertretern des *Radikalen Konstruktivismus* eingenommen, der jede Möglichkeit einer objektiven Welterkenntnis, sei sie sprachlich oder anders vermittelt, ausschließt: Alle unsere Bilder von der Realität seien lediglich „Als-Ob-Fiktionen“ (Schmidt 1988, 75), eine „korrekte‘ Abbildung der Realität“ (von Glasersfeld 1997, 43; Hervorh. im Original) sei nicht möglich.

Eine Theorie der Interpretation muss sich diesem Problem stellen. Einerseits ist offensichtlich, dass uns die Wirklichkeit zu einem großen Teil erst als sprachlich verfasste kognitiv verfügbar ist: Nahezu jede Beschreibung von Welt, jedes Aushandeln von Positionen greift auf sprachliche Zeichen zurück. Hinzu kommen die subjektiven, perspektivisch gebundenen Spracherfahrungen, die unser Reden und Verstehen leiten. Aus dem Fehlen eines dieser sprachinhärenten und individuellen Perspektivität völlig enthobenen Bezugspunktes aber zu schließen, eine jede Interpretation eines Textes sei so gut oder so schlecht wie jede andere, sei in gleichem Maße angemessen, gelungen, treffend oder eben unangemessen, verfehlt usw., wäre unangebracht. So wissen wir aus unserer Erfahrung, dass Texte die Welt sehr wohl ontologisch treffend beschreiben können. Wer z. B. mittels einer Wegbeschreibung an den gewünschten Ort gelangt, macht eben diese Erfahrung, eine Erfahrung, die von der Einsicht in die Perspektivität der Sprache und unseren Umgang mit ihr nicht aufgehoben werden kann. Und wie Texte ihren Gegenstand treffend oder eben auch weniger treffend darzustellen vermögen, können auch Interpretationen einen Text mehr oder weniger treffen. Um einem „interpretative[n] Sichttreibenlassen“ (Eco 1987, 39) vorzubeugen, gibt es daher zahlreiche Anleitungen, Sammlungen von Methoden des Interpretierens (dazu s. u. Punkt 5). Da sich aber die interpretierenden Subjekte in ihren Vorurteilen, mit denen sie dem Text begegnen, stets unterscheiden, wird immer wieder der Text selbst zu dem Faktor, der diesem Treibenlassen Einhalt gebieten soll. In der Materialität seiner sprachlichen Struktur wird oft eine Art von semantischer Substanz erkannt, die den Interpretierenden lenken soll. Selbst Vertreter der Rezeptionsästhetik, die den schöpferischen Beitrag des Interpreten im Rezeptionsvorgang stark betonten, sahen dem Rezipienten „eine bestimmte Textstruktur vorgegeben, die ihn nötigt, einen Blickpunkt einzunehmen, der die geforderte Integration der Textperspektiven herzustellen erlaubt“ (Iser 1976, 62). Diese textuelle Nötigung soll sowohl ein erstes Verstehen als auch eine gezielte Interpretation in ‚angemessene‘ Bahnen lenken. Dass die Auslegung eines Textes sogar eindeutig richtig oder falsch sein

kann, gestehen wir im kommunikativen Alltag durchaus zu, zumal dann, wenn es sich um Gebrauchstexte handelt. Einer konstruktivistischen Texttheorie steht dann eine – im sprach- und erkenntnistheoretischen Sinne – realistische Auslegungspraxis gegenüber, eine Spannung, die bei bestimmten Arten von Texten deutlicher zutage tritt als bei anderen, allen voran bei literarischen Texten.

3 Der Text als Gegenstand der Interpretation

Texte sind emergente, d. h. übersummativische Einheiten, deren Gesamtbedeutung nicht aus den Bedeutungen der sie konstituierenden Komponenten additiv erschlossen werden kann. Vielmehr semantisieren sich die einzelnen Komponenten – die Flexions- und Wortbildungsmorpheme, lexikalischen Einheiten, Phraseologismen, syntaktischen und transphrastischen Konstruktionen, textstrukturierenden Komponenten usw. – gegenseitig, entlang und entgegen der äußeren linearen Struktur des Textes. Die dabei evozierte Bedeutung ist im Text sowohl punktuell als auch flächig präsent (dazu s. u. Punkt 5).

Wie ein emergentes Phänomen als Ganzes Eigenschaften besitzt, die seine einzelnen Komponenten nicht aufweisen (wie etwa die Eigenschaft von Wasser, flüssig zu sein, nicht bereits eine Eigenschaft seiner Komponenten Sauerstoff und Wasserstoff ist), so entsteht auf der Makroebene von Texten im Vorgang der Rezeption etwas semantisch und pragmatisch qualitativ Neues. Der Hinweis auf den Rezeptionsvorgang ist wichtig, da die Behauptung der wechselseitigen Semantisierung der Textkomponenten lediglich eine Redeweise ist, da es natürlich immer die Rezipienten sind, die die Bedeutung am Text bilden, wenn auch stimuliert durch dessen Komponenten.

Der Vorgang dieser Bedeutungsbildung wird sowohl traditionell als auch in aktuellen Theorien als eine Bewegung zwischen dem kognitiven Entwurf eines Ganzen (des Ganzen eines Satzes, einer Passage, eines längeren Abschnitts, schließlich des Textes) und der kognitiven Erfassung der einzelnen Textkomponenten beschrieben. Die Komponenten verleihen diesem Entwurf erst seine Konturen, sind ihrerseits aber nur vor dem Hintergrund des Entwurfs vom Textganzen verständlich. In Ansätzen ist diese Sicht bereits in dem antik-rhetorischen Bild von *caput* und *membra* eines Textes (seinem Haupt und seinen Gliedern) angelegt, ebenso wie in der theologischen Hermeneutik, etwa eines Matthias Flacius Illyricus aus dem 16. Jahrhundert, wenn er ausführt, dass man die Textteile – also die einzelnen Wörter und Sätze – nur vor dem Hintergrund des Leitgedankens des gesamten Textes (*summa, argumentum*) verstehen könne. Die philosophische Hermeneutik schließlich fasst genau das unter ihren Begriff des hermeneutischen Zirkels vom Ganzen und vom Teil, und die kognitivistische Forschung spricht von einem Verstehen als Bewegung *bottom up* (von den Komponenten des Textes zum Ganzen) und *top down* (vom Textganzen zu den Komponenten) (vgl. Ungerer/Schmid 2006, Kintsch 2002).

Beim Interpretieren geht es darum, diese im Verstehensprozess in der Regel automatisch ablaufenden Prozesse zumindest in Teilen bewusst zu gestalten und so kontrollierbar zu machen. Dabei sieht sich der Interpretierende mit verschiedenen semantischen Ebenen in einem Text konfrontiert. Wenn es etwa in Kafkas Verwandlung heißt, eines Morgens fand sich Gregor Samsa „zu einem ungeheueren Ungeziefer“ verwandelt, dann wird damit auf einer ersten Ebene des Bedeutens ausgesagt, dass ein gewisser Gregor Samsa eines Morgens seine Verwandlung in ein ungeheures Ungeziefer festgestellt hat. Kein Interpret aber wird es bei dieser Feststellung belassen, sondern fragen, was diese Verwandlung ihrerseits nun ‚bedeute‘. Damit greift er auf eine zweite semantische Ebene des Textes zu, die meist als die Ebene des ‚eigentlich Gemeinten‘ gilt. Dabei kann er unterschiedliche Größen als gestaltende Kraft dieser zweiten Ebene annehmen, den Autor, den Text als von der Autorenintention zu lösende, gleichwohl in Traditionszusammenhänge eingebettete Entität, oder wieder eine andere Größe. Um die beiden Bedeutungsebenen zu unterscheiden, wird gelegentlich das Begriffspaar von *Bedeutung* und *Sinn* verwendet (das aber nicht zu verwechseln ist mit dem gleichen Begriffspaar in der Sprachphilosophie Gottlob Freges). Das Verhältnis der beiden Größen wäre allerdings zu mechanistisch beschrieben, würde man den Sinn z. B. eines Wortes in einem Text lediglich als eine Auswahl aus dem ihm jenseits des aktuell vorliegenden Textes eigenen Bedeutungspotential (seiner *Langue*-Bedeutung) betrachten (so de Beaugrande/Dressler 1981, 88). Häufig trifft das sicher zu – ist z. B. in einem Sachtext von dem *Flügel einer Amsel* die Rede, dann lässt sich die hier relevante Bedeutung von *Flügel* durchaus als kontextuell bestimmte Auswahl aus einem recht genau umrissenen Bedeutungspotential beschreiben, zu dem auch ‚Musikinstrument‘, ‚Gebäudeteil‘ usw. gehören –, oft aber nicht. Um beim Beispiel des Kafka-Textes zu bleiben: Was immer ein Interpret zur Bedeutung von „Ungeziefer“ äußern mag, wird auf einem metaphorischen Verständnis des Ausdrucks basieren und keine Auswahl aus seinem nicht-metaphorischen entomologischen Bedeutungspotential darstellen. Zu seiner Bedeutungsbeschreibung des Ausdrucks gelangt der Interpret, indem er die einzelnen Komponenten des Textes im oben geschilderten Sinne zueinander in Beziehung setzt, ihre gegenseitige Semantisierung zulässt.

Dass er dies tut, hängt auch mit der Textsorte zusammen. Die Unterscheidung in zwei semantische Ebenen ist charakteristisch für den Umgang mit literarischen Texten. Ein hinreichendes Kriterium zur Bestimmung von Literarizität stellt die Unterscheidung allerdings nicht dar, da sie auch im Alltag des Sprechens begegnet, wo jeder indirekte Sprechakt auf dieser Unterscheidung basiert: Die Äußerung *Es wird dunkel* z. B. ‚bedeutet‘ – wird sie am Ende eines Tages vorgebracht –, dass das Tageslicht abnimmt; ‚eigentlich gemeint‘ aber könnte sein, dass jemand das Licht im Raum anschalten möge. Was bei indirekten Sprechakten mittels ihrer Illokution jeweils ‚eigentlich gemeint‘ ist, ergibt sich, wie bei literarischen Texten, aus dem Kontext, doch ist beim alltäglichen Sprechen und ebenso in Gebrauchstexten dieser Kontextbezug weitgehend automatisiert, d. h. der Spielraum der Bedeutungszuwei-

sung ist für den Rezipienten sehr gering. Anders formuliert: Wenn in einer alltäglichen Gesprächssituation bestimmte Rahmenbedingungen für den Sprechakt *Es wird dunkel* erfüllt sind (abnehmende Helligkeit, Verfügbarkeit einer alternativen Lichtquelle), wird der Wechsel von der ersten Bedeutungsebene zur zweiten – im gewählten Beispiel also zur Aufforderung, das Licht anzuschalten – ohne weitere Reflexion vollzogen, kein Rezipient wird eine komplexere, gar auf etwas Transzendentes verweisende Bedeutung in der Äußerung erkennen. Im literarischen Text dagegen sind solch gängige Rahmenbedingungen oft gar nicht benennbar, sondern müssen aus der textuellen Umgebung, aus dem Zusammenhang des individuellen Werks erschlossen werden. Als letzte Zeile eines Gedichts etwa könnte *Es wird dunkel* Anlass zu Bedeutungszuweisungen geben, die sehr wohl ins Transzendente reichen.

Die Unterscheidung in mehrere semantische Ebenen ist in den jeweiligen Textdisziplinen zum Teil kanonisiert. In der exegetischen Tradition der römischen Kirche etwa wurde zwischen vier *sensus* unterschieden (vgl. Brinkmann 1980). Dem *sensus literalis* stehen drei *sensus spirituales* gegenüber: *sensus allegoricus*, *sensus moralis* bzw. *tropologicus* und *sensus anagogicus*. Die Ebene der wörtlichen Bedeutung wird ergänzt durch eine Ebene der allegorischen Bedeutung, die die Glaubensinhalte vermittelt, eine Ebene der moralischen Bedeutung, die das richtige Handeln lehrt, und eine Ebene der heilsgeschichtlichen, auf das Jenseits verweisenden Bedeutung. Die juristische Hermeneutik unterscheidet unter anderem eine *grammatische Auslegung*, die auf die sog. wörtliche Bedeutung (den *Wortlaut*) abhebt, von einer *systematischen*, den weiteren Kontext eines Gesetzes einbeziehenden Auslegung, ferner eine die Entstehungsgeschichte des Gesetzes berücksichtigende *historische Auslegung* und eine *teleologische Auslegung*, die nach dem Zweck des Gesetzes fragt (vgl. Larenz 1991).

Die hier begegnenden Dimensionen der Bedeutung lassen sich weiter differenzieren, nimmt man die am Prozess der Entstehung und Rezeption beteiligten Faktoren systematisch in den Blick, insbesondere Autor und Rezipienten. So werden in einer theologischen Überblicksdarstellung (Oeming 1998) 17 Auslegungsverfahren unterschieden, von der *Historisch-kritischen Exegese* und der *New Archeology* zur *Tiefenpsychologischen* oder zur *Befreiungstheologischen Exegese*. Ebenso viele Auslegungsarten begegnen in einer neueren Darstellung systematischer Natur, die aus philosophischer Perspektive erstellt wurde, sich aber auf Texte unterschiedlicher Disziplinen bezieht, von der Interpretation als dem *Erschließen nicht explizit geäußerter Gedanken einer Person* bis zur *Interpretation als Anwendung* (Bühler 2003b).

In allen Fällen zielen die interpretatorischen Bemühungen auf Texte, die aus dem alltäglichen Gebrauchszusammenhang herausgehoben sind. Dabei vollzieht sich der Zugriff des Interpreten gerade bei literarischen Texten – im Folgenden sollen sie wieder im Vordergrund stehen – oft über die textuelle Oberfläche, über ihre sprachliche Gestalt. Die spezifisch literarische Qualität des Textes wird dann als in dieser Oberfläche angelegt gesehen. Dass es literaturspezifische Erscheinungen des *Andersschreibens* gibt (Fix 2012; grundlegend zum Unterschied zwischen literarischer Sprache und Alltagssprache s. Fix 2013; zur Entwicklung der deutschen Literaturspra-

che, auch unter dem Gesichtspunkt von Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit, s. Betten 2004 u. 2009), im Sinne einer gezielten Abweichung von etablierten Normen, steht außer Frage. Allerdings darf stilistische Virtuosität nicht mit Poetizität gleichgesetzt werden, ein Gedanke, der jedoch immer wieder begegnet, auch in Roman Jakobsons Bestimmung einer *poetischen Funktion* der Sprache, die er insbesondere an lautlichen Phänomenen (Metrum, Reim usw.) illustriert (Jakobson 1971). Literarische Texte können tatsächlich ein extremes Spektrum sprachlicher Gestaltungsmittel aufweisen und sich aus sämtlichen Varietäten einer Sprache bedienen, sodass die Sprache der Literatur keine Varietät unter anderen darstellt, sondern als einzige sprachliche Erscheinungsform die „totale Sprache“ umfasst (Coseriu 1981, 110): „Jedes sprachliche Mittel kann literarisch gebraucht werden“ (Betten/Fix/Wanning 2015, 455), und jedes sprachliche Mittel ist am Prozess der Bedeutungsbildung im Text beteiligt, sodass auch jedes sprachliche Mittel zum Gegenstand der Interpretation werden kann. Keineswegs aber gilt das nur für stilistisch experimentelle Mittel, auch ganz und gar normsprachliche Formen – das Beispiel *Es wird dunkel* illustriert es – werden im literarischen Text interpretatorisch anders behandelt als in Gebrauchstexten. Die Entscheidung darüber, ob eine sprachliche Form in einem Text als im Sinne der Prager Schule *deautomatisiert* gelten kann, indem sie als eine wahrgenommen wird, die aus der Oberfläche des Textes als ungewöhnlich herausragt (was die englische Übersetzung *foregrounding* gut vermittelt), wird also mindestens ebenso sehr von der Rezeptionshaltung beeinflusst wie vom Verhältnis dieser Form zur sprachlichen Norm.

Der freiere Umgang in der Frage der Bedeutungszuweisung, wie ihn literarische Texte meist erfahren, ist gesellschaftlich legitimiert. Das gilt selbst für Gesellschaften, die die individuelle Freiheit des Rezipienten aus ideologischen Gründen einschränken, indem sie sozusagen offizielle Interpretationen mehr oder weniger verordnen. Denn auch dort, wo das der Fall ist, wird der literarische Text nicht auf seine Wörtlichkeit reduziert, wird Kafkas Rede vom „Ungeziefer“ nicht als Teil eines entomologischen Berichts verstanden. Die Feststellung aber, dass wir uns in der Rezeption literarischer Texte eine *wilde Semiose* leisten können (Assmann 1995), also bei der Materialität des Zeichens verweilen können, ohne sie sogleich zugunsten einer standardisierten Bedeutung hinter uns zu lassen, wirft erneut die Frage nach der Verbindlichkeit von Interpretationen auf. Dabei zeigt die Art und Weise des Umgangs des Interpreten mit dem literarischen Text eine für Texte dieser Art charakteristische Form der Zurückhaltung bei der Bezugsetzung des Texts zu den Größen, zwischen denen er als sprachliches Zeichen eingebunden ist: dem Autor, den Gegenständen und Sachverhalten der Wirklichkeit und den Rezipienten. Diese drei Faktoren finden sich in zahlreichen Modellen der Kommunikation sowie der Sprach- und Textfunktionen seit der Antike, von Platons Vorstellung der Sprache als *Organon* im *Kratylos* bis zu dem vielzitierten Modell Karl Bühlers (Bühler 1934) oder seiner Modifizierung durch Roman Jakobson (Jakobson 1971) und begegnen auch in den Begriffen der *intentio auctoris*, *intentio operis* und *intentio lectoris*. Gebrauchstexte gelten meist als sehr eindeutig als auf diese Faktoren ausgerichtet. Wer in einem Sachbuch z. B. liest, Paris

sei die Hauptstadt Frankreichs, wird – jedenfalls bis zum Beweis des Gegenteils – annehmen, dass der Verfasser eben diesen Sachverhalt habe zum Ausdruck bringen wollen, wird weiter annehmen, dass Paris tatsächlich die Hauptstadt Frankreichs ist, wird schließlich annehmen, dass der Verfasser mit seiner Äußerung bewusst oder unbewusst auf eine mehr oder weniger klar umrissene Gruppe von Rezipienten zielt (die z. B. deutsche Texte eines bestimmten Niveaus lesen kann; die weiß, was eine Hauptstadt ist, usw.).

Auch literarische Texte stehen in diesen Bezügen, doch werden sie interpretatorisch so behandelt, als seien die Bezüge nur indirekt gegeben, als seien sie ‚aufgehoben‘, im Hegel’schen Sinne des Wortes: auf der Oberfläche getilgt (wie z. B. ein Verbot *aufgehoben* werden kann), aber auf einer höheren Ebene (wie z. B. ein Gegenstand vom Boden *aufgehoben* werden kann) bewahrt (wie man z. B. einen Gegenstand für jemand *aufheben*, d. h. für dessen künftiges Verfügen sichern kann). Der Text steht dann sehr wohl in Bezug zum Autor, zur Welt und zum Leser, aber eben nicht in der eindeutigen und umfassenden Weise, wie dies bei Gebrauchstexten üblicherweise der Fall ist. Genau daher nimmt der Rezipient literarischer Texte seine Berechtigung, interpretatorisch freier mit ihnen zu verfahren. So kann er in ein und demselben Text zwischen Faktizität und Fiktionalität unterscheiden: In Patrick Süskinds Roman *Das Parfum* z. B. handelt es sich bei dem dort erwähnten *Cimetière des Innocents* um einen tatsächlich vorhandenen Pariser Friedhof, während die Figur des Protagonisten Grenouille, der in dem Roman als in der Nähe des Friedhofs geboren beschrieben wird, fiktiv ist. Auch ist es dem Interpreten anheimgestellt, der Wahl des Geburtsortes eine metaphorische Bedeutung zuzusprechen. Nicht zuletzt dieses Spiel zwischen semantischer Bestimmtheit und Offenheit macht den interpretatorischen Umgang mit literarischen Texten reizvoll.

Die Tatsache, dass literarische Texte nicht in einer 1:1-Relation zur Wirklichkeit aufgehen, bedeutet jedoch nicht, dass Sie nicht wahrheitsfähig sind und dass ihre Interpreten sie nicht auf ihre Wahrheit hin befragen können. Formulierungen der Art, ein Autor vermittele ‚tiefgreifende Einsichten‘ in die Verfasstheit z. B. des gesellschaftlichen Lebens in einem bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit oder er schildere zwischenmenschliche oder andere Zusammenhänge ‚absolut treffend‘, sind in Kommentaren zu literarischen Werken durchaus gängig. Damit ist nicht das auf der semantischen Oberfläche der Texte Bedeutete gemeint, sondern eben das ‚eigentlich Gemeinte‘ der zweiten semantischen Ebene.

4 Interpretation und Autor

Die Rolle des Autors für das Verständnis eines Werks wird in der Theorie und Praxis des Interpretierens unterschiedlich beurteilt, nicht zuletzt in Abhängigkeit von der Textsorte. Für Texte des alltäglichen Gebrauchs sind die Verhältnisse klar: Wir erken-

nen den Autor als semantische Autorität an. Verstehen wir etwas an seinem Text nicht, dann erscheint er uns als idealer Bezugspunkt unserer Rückfrage. Die intuitive Annahme, der Autor wisse über die Bedeutung seines Textes besser Bescheid als jeder andere, deckt sich auch mit dem pragmatischen Verständnis von Sprache und Texten. Beiden wird als zentrale Funktion die der Kommunikation zugesprochen: Sprache dient zuallererst dazu, Gemeinschaft zu sichern, die Rede ist immer intentional auf einen anderen gerichtet. Diese Überzeugung findet sich in zahlreichen sprachreflexiven Äußerungen seit der Antike, wird insbesondere von der rhetorischen Tradition aufgegriffen und mündet in die moderne Pragmatik, für die z. B. Sprechakte, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, immer kommunikative Akte sind, weil ihre Illokutionen stets das Gegenüber meinen. Texte gelten dann als kommunikativer Niederschlag der Intention ihres Autors, ihre Bedeutung als Ausdruck dieser Intention.

Dabei nähern wir uns Texten mit einem grundsätzlichen semantischen Vertrauen, indem wir ihren Autoren unterstellen, dass sie in der Lage sind, sinnvolle Texte zu verfassen und es im Fall des uns aktuell vorliegenden Textes auch getan haben, jedenfalls solange wir keinen Anlass haben, daran zu zweifeln. Die Hermeneutik spricht von *aequitas hermeneutica*, von *hermeneutischer Billigkeit*, auch vom *Wohllollensprinzip* (*charity principle*), das unter anderem bereits Georg Friedrich Meier 1757 so fasste (§ 94, S. 49):

Ein Ausleger, welcher willkürliche Zeichen auslegt, muß diejenige Bedeutung für hermeneutisch wahr halten, welche so gut ist, so groß, reich an Inhalte, wahr, klar, gewiß und practisch, als es sich will thun lassen, bis das Gegentheil erhelle.

Der Text soll in der Rezeption im Hinblick auf seine Bedeutung so stark wie möglich gemacht werden. Dabei wird die Bedeutung auf den Autor zurückgeführt, wird als Ausdruck seiner kommunikativen Absicht, seines auktorialen Telos begriffen (§ 39, S. 20):

Die hermeneutische Billigkeit (*aequitas hermeneutica*) ist die Neigung eines Auslegers, diejenigen Bedeutungen für hermeneutisch wahr zu halten, welche, mit den Vollkommenheiten des Urhebers der Zeichen, am besten übereinstimmen, bis das Gegenteil erwiesen wird.

Die Identifizierung dessen, was wir am Text als Bedeutung konstruieren, mit der Intention des Autors ist jedoch keineswegs unproblematisch. So kennen wir alle bei Gebrauchstexten das Phänomen, dass dem Autor bei dem Versuch, einen Sachverhalt zutreffend darzustellen, schlicht ein Fehler unterlaufen sein kann: Seine Intention war die der korrekten Darstellung, die textuelle Realität ist eine andere geworden. Oder der Autor war zum Zeitpunkt der Niederschrift von Beweggründen geleitet, die ihm nicht bewusst gewesen sein mögen, aber ihren Niederschlag im Text gefunden haben und für uns als Rezipienten nun Teil seiner Bedeutung sind.

In beiden Fällen ist der Autor nicht notwendigerweise der ideale Referenzpunkt für den Interpreten, denn es ist durchaus denkbar, dass er seinen Fehler oder den

textuellen Niederschlag eines ihm Unbewussten nicht erkennt. Die Frage, wer nun mit größerer Autorität über den Text zu urteilen vermag, lässt sich nur mit Hinweis auf die Kompetenz beantworten. Dabei kann die muttersprachliche und fachliche Kompetenz der Leser der des Autors durchaus überlegen sein: Wenn eine hinsichtlich ihrer Kompetenz repräsentative Gruppe von Lesern in einer bestimmten Textstelle eine zur Schilderung eines Sachverhalts z. B. missverständliche oder unzureichende Formulierung erkennt, der Autor aber auf einer anderen Bedeutungsangabe beharrt und seine Intention im Text angemessen realisiert sieht, dann ist das Urteil der Leser ausschlaggebend. Die Leser werden sozusagen zu Experten, die im Sinne des *consensus eruditorum* ein angemessenes Urteil über die Bedeutung des Textes bzw. einer seiner Passagen fällen können. Aber auch dem Urteil eines einzelnen Interpreten, der diese Kompetenz für sich selbst in Anspruch nimmt, kommt nicht von vornherein ein geringerer Wahrheitswert als dem Urteil des Autors zu. In jedem Fall sind zunächst weitere Urteile einzuholen, sei es durch die Befragung anderer Leser, sei es durch den Rekurs auf einschlägige Fachliteratur. Entscheidend im hier interessierenden Zusammenhang ist: Die einem Interpreten bisweilen begegnende Frage, ob das, was er im Zuge seiner Interpretation behauptet, tatsächlich vom Autor so intendiert sei, greift nicht. Da die Intention des Autors nicht einfach mit der im Text realisierten Bedeutung identifiziert werden kann, kann der Interpret als Beantwortung dieser Frage auf den Text selbst verweisen, in dem die von ihm beschriebene Bedeutung nun einmal realisiert sei, ganz gleich, ob dies das Resultat eines absichtsvollen Handelns des Autors gewesen sein mag oder aber nicht.

In besonderem Maße gilt das bislang Festgestellte für literarische Texte. In der Theorie ihres Interpretierens war und ist die Position des Autors durchaus umstritten. So wurden Positionen formuliert, wonach der Interpret dann besonders erfolgreich arbeiten könne, wenn es ihm gelinge, eine besondere Nähe zum Autor herzustellen. Friedrich Schleiermachers Kategorie der *divinatorischen Methode* zielt eben darauf ab. Sie besteht darin, „daß der Ausleger sich in die ganze Verfassung des Schriftstellers möglichst hineinversetzt“ (Schleiermacher 1876, 139). Nimmt man das hinzu, was zuvor über die Trennung von Autorintention und Textbedeutung festgestellt wurde – wobei bei literarischen Texten vor allem die Frage eine Rolle spielt, inwieweit das dem Autor Unbewusste sein Schreiben steuert –, dann liegt in der Konsequenz dieses Verfahrens, dass der Interpret den Text unter Umständen besser versteht als der Autor selbst, eine Annahme, die einen festen Platz in der Interpretationslehre hatte und hat. Ergänzt werden sollte, dass die Existenz des Phänomens ‚Empathie als Verstehenshilfe‘, wie sie von Schleiermacher für den Interpreten gefordert wird, durch aktuelle Ergebnisse der hirnelektrischen Forschung bestätigt zu werden scheint (vgl. Rizzolatti/Sinaglia 2008; aus philologischer Perspektive Hermanns 2007).

Solchen Positionen stehen Auffassungen gegenüber, die den Autor in seiner Individualität für nahezu irrelevant für den Text erklären. Seine ihm seit dem *Sturm und Drang* zuerkannte Rolle als schöpferisches *Originalgenie*, das jenseits der Traditionen zu wirken vermag, wurde ihm vor allem in poststrukturalistischen Ansätzen abge-

sprochen. Ihnen gilt er als Kreuzungspunkt unterschiedlichster Einflüsse und Traditionslinien, denen er mehr ausgesetzt ist, als dass er sie zu kontrollieren vermag. Seine Texte werden weniger als ästhetische Solitäre wahrgenommen denn als Knotenpunkte in diskursiven Netzen, die aus anderen Texten hervorgegangen sind und in denen sich deren thematische und formale Linien kreuzen. So wird nicht der Autor, sondern der Text selbst zum Akteur seiner Entstehung:

Text heißt Gewebe; aber während man dieses Gewebe bisher immer als ein Produkt, einen fertigen Schleier aufgefaßt hat, hinter dem sich, mehr oder weniger verborgen, der Sinn (die Wahrheit) aufhält, betonen wir jetzt bei dem Gewebe die generative Vorstellung, daß der Text durch ein ständiges Flechten entsteht und sich selbst bearbeitet; in diesem Gewebe – dieser Textur – verloren, löst sich das Subjekt auf wie eine Spinne, die selbst in die konstruktiven Sekretionen ihres Netzes aufginge.

Roland Barthes, von dem dieses Zitat stammt (Barthes 1986, 94), erklärt den Autor konsequenterweise für tot (Barthes 1967), und Michel Foucault (1969) löst ihn gewissermaßen in den Diskurs auf, der zur geschichtsmächtigen Kraft wird und die Texte hervorbringt.

Das hat in zweifacher Hinsicht Folgen für die Interpretation. Zum einen ist der Rekurs auf den Autor und seine Intentionen bei Aussagen über den Text nun völlig unzulässig. Doch ändert sich auch der Text als Gegenstand der Interpretation. Als mehr oder weniger in sich ruhende Größe, die semantisch autark ist, ‚aus sich selbst heraus‘ Bedeutung schafft, ist er nicht mehr befragbar. Die Interpretation zielt daher nicht mehr auf Bedeutungen, die durch die textuellen Komponenten in ihrer wechselseitigen Semantisierung evoziert werden, sondern konzentriert sich darauf, welche anderen Texte und Texttraditionen auf seiner Oberfläche und in seiner Tiefensemantik Spuren hinterlassen haben, wieso der Text gerade den Gegenstand behandelt, den er behandelt, anstelle anderer, möglicher Gegenstände, wie seine semantischen Ränder, das in ihm nur Angedeutete und Mitbedeutete aussehen (im Gegensatz zu seinem vermeintlichen semantischen Zentrum), wie der gesellschaftliche Diskurs seine Gestalt prägt und ihm einen Platz im Netz der Texte zuweist usw.

Dieser Tendenz zur Löschung des Autors und seiner auf den Text gerichteten Intention stehen seit einiger Zeit wieder Ansätze gegenüber, die eine *Rückkehr des Autors* (Jannidis u. a. 1999) favorisieren. Danach kann die Interpretation wieder die „auf der Basis gegebener Informationen als ‚nicht unmöglich‘ rekonstruierbare Absicht des Autors“ (Winko 1999, 39) in den Blick nehmen.

5 Methoden der Interpretation

Die Disziplinen, die sich mit der Interpretation von Texten befassen, haben, wie bereits erwähnt, zahlreiche Darstellungen zu Methoden des Interpretierens gelie-

fert. In den Philologien greifen diese Darstellungen traditionell auf die Begrifflichkeit dieser Teildisziplinen zurück: Rhetorik, Stilistik, Textlinguistik, Lexikologie und Grammatik. In neuerer Zeit werden sie ergänzt durch die quantitative Linguistik und die kognitive Linguistik. Nicht selten begegnen einzelne Untersuchungskategorien in mehreren dieser Disziplinen, wie z. B. die Kategorien *Anakoluth* und *Ellipse* sowohl in der Rhetorik als auch in der Grammatik zu finden sind. Vor allem in der Literaturwissenschaft sind die Kategorien der Tropen- und Figurenlehre der Rhetorik nach wie vor fester Bestandteil des interpretatorischen Handwerks. Neben der Rhetorik ist es insbesondere die neuere, textsemantisch und pragmatisch orientierte linguistische Stilistik, die methodische Zugänge zur Interpretation von Texten aufzeigt (Fix/Gardt/Knape 2008 u. 2009).

Letztlich verdankt sich jede Methodenlehre der Interpretation dem Wunsch, der Vielschichtigkeit textueller Bedeutungsbildung mit Verfahren zu begegnen, die helfen, die Beliebigkeit interpretatorischer Aussagen zu begrenzen. In aktuellen sprachwissenschaftlichen Ansätzen geht es darum – dies zeigen die eingangs zitierten Begriffe der *linguistischen Hermeneutik* und *hermeneutischen Linguistik* –, die Stringenz linguistischen Arbeitens mit dem Bewusstsein der kulturellen Dimension von Texten zu verbinden (sehr differenziert dazu Bär 2015). Aus der Rechtswissenschaft kommend hatte Emilio Betti bereits in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine „an streng wissenschaftliche Standards gebunden[e] Hermeneutik“ gefordert (Grondin 1991, 162), für die Sozialwissenschaften und, im Anschluss, auch für andere Disziplinen, hat Ulrich Oevermann eine *Objektive Hermeneutik* entwickelt (Oevermann 2002), und auch in der Literaturwissenschaft gab und gibt es zahlreiche Versuche, den Vorgang des Interpretierens methodisch zu lenken. Dabei lässt sich in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts ein deutlicher Einschnitt erkennen, bei dem der bis dahin dominanten *geisteswissenschaftlichen Schule* in der Prägung vor allem durch Wilhelm Dilthey, die noch einen Höhepunkt in der *werkimmanenten Interpretation* (Emil Staiger, Wolfgang Kayser und andere) hatte, strukturalistische Konzeptionen gegenübergestellt wurden, die von einem anderen Wissenschaftsverständnis geprägt waren. Diese Entwicklung schlug sich unmittelbar in der analytischen Begrifflichkeit nieder. So ist in Emil Staigers *Die Kunst der Interpretation* (1955) vom literarischen Text vor allem als *Werk* die Rede, über das Aussagen dieser Art gefällt werden (die kursiv gesetzten Ausdrücke sind dem Text entnommen, begegnen dort aber in anderer Flexion): das *literarische Werk* hat ein *Wesen*, es ist von *eigentümlicher Schönheit*, die uns *ergreift*; es kann *vollkommen* sein, *stilistisch einstimmig*, und es drückt *Wahrheit* aus; um all das in der Interpretation – die selbst eine *Kunst* ist – nachvollziehen zu können, ist die Kategorie der *Kausalität* *nichtig*, vielmehr ist das *allersubjektivste Gefühl* gefordert, ein *reiches und empfängliches Herz*, um den *dunkel gefühlten Gehalt* des Werks zu *ergründen*. Völlig anders wird das literarische Werk – nun konsequent als *Text* bezeichnet – z. B. in Helmut Hauptmeiers und Siegfried J. Schmidts *Einführung in die empirische Literaturwissenschaft* (1985) charakterisiert: literarische Texte sind Resultate eines *funktionalen, kommunikativen*

Handelns, sie folgen *gesellschaftlichen Ästhetik- und Polyvalenzkonventionen*, ihre Bedeutungen sind *Resultate kognitiver Operationen*, dabei aber nicht als *autonome Text-Eigenschaften* existierend, sondern erst in der *Zuschreibung* durch *Aktanten* im Prozess der *Rezeption*; damit sind Texte *kommunikative Handlungsspiele*, deren Verstehen durch das Abrufen von *in Mustern organisierten, im Gedächtnis gespeicherten Typen von Wissen* möglich wird.

Parallel dazu wurde eine kritische Diskussion über diese Begrifflichkeit und den interpretatorischen Umgang mit dem literarischen Text geführt. So wurde der Vorwurf erhoben, die literaturwissenschaftliche Terminologie sei „kein Forschungsinstrument“, die fachsprachlichen Ausdrücke seien lediglich „Allerwelts-Temini“ (Ślawinski 1975, 71). Die Gegenposition konnte sich auf die letztlich auf Friedrich Schlegels Darlegung im 117. Lyceums-Fragment berufen, wonach „Poesie [...] nur durch Poesie kritisiert werden [kann]“, die Beschreibungssprache also dem ästhetischen Gegenstand entsprechen müsse.

Die Versuche, das Interpretieren analytisch präzise zu gestalten, konnten extreme Formen annehmen (Pasternack 1979, 221, zu Gerhard Hauptmanns *Die Weber*):

Finalität und Prospektivität der handlungslogischen Struktur [...] erfordern gesonderte semantische Manifestationen, vgl. folgende Deskriptionssätze der Strukturskizze:

[R₅ t_{r+6} g A/sz70.39 (R₅ t_sv_p71.11)]

und

[R₅ t_s(v_p71.11), (g A/sz71.12(v_p71.18))]

für die Struktur der Schlussereignisse des Dramas [...].

Verfahren dieser Art spielen in der Methodologie der Interpretation keine Rolle mehr. Allerdings hat die digitale Erschließung von Texten neue Möglichkeiten der Analyse eröffnet, darunter die Stilometrie, die eine statistische Auswertung der sprachlichen Eigenschaften von Texten betreibt und so Rückschlüsse etwa auf die Autorschaft erlaubt (vgl. Oakes 2008). Vor allem in der Sprachwissenschaft haben sich Verfahren etabliert, mit deren Hilfe z. T. umfangreiche digitale Corpora von Texten semantisch erschlossen werden (vgl. Felder/Müller/Vogel 2011). Dabei kann es sich um Texte eines einzelnen Autors handeln oder um Ausschnitte aus einem Diskurs, was die Textanalyse zur Diskursanalyse hin öffnet. Auch wenn dadurch die klassische Situation der Interpretation, in der ein Leser sich mit einem einzelnen Text befasst, aufgehoben ist, sind Diskursanalysen de facto Analysen von zahlreichen Einzeltexten (zum Konzept einer auf einen einzelnen Text gerichteten Diskursanalyse vgl. aber Fix 2015). Werden sie dabei elektronisch als Gesamtkorpus analysiert, dann treten die Einzeltexte in ihrer Individualität zurück, und die interpretatorischen Aussagen beziehen sich auf einen ganzen Diskursausschnitt. Nicht selten aber werden in einschlägigen Arbeiten Verfahren der ‚händischen‘ Analyse von Einzeltexten mit solchen der quantitativen Linguistik kombiniert (vgl. z. B. Kalwa 2012).

Eine andere Art der Ausweitung des interpretatorischen Umgangs mit Texten liegt in der Öffnung zur multimodalen Analyse (z. B. Klug/Stöckl 2015 u. Klug 2016).

Dabei standen zunächst Text-Bild-Kombinationen im Vordergrund, die zunehmend durch Untersuchungen von Sprache im textuellen Verbund mit weiteren Zeichenmodalitäten, wie Ton (Geräusch/Musik) oder Typographie, ergänzt werden. Eine solche Ausweitung rechtfertigt sich durch die Tatsache, dass Texte stets Teile übergeordneter kommunikativer Phänomene sind. Eine den Texten tatsächlich angemessene Interpretation muss daher *phänomenorientiert* vorgehen, d. h. die Texte in ihrer konkreten lebensweltlichen Einbettung in den Blick nehmen, also so, wie sie den Kommunikationsteilnehmern begegnen. Die pragmatisch ausgerichtete Textlinguistik arbeitet bereits in dieser Weise, wenn sie nach dem Verfasser eines Textes, seinen Lesern und der Situation seiner Einspeisung in den kommunikativen Fluss fragt, auch danach, ob dabei neben sprachlichen Anteilen auch modal andere eine Rolle spielen. Dabei können auch Textsequenzen in den Blick treten (z. B. die allmähliche Entwicklung eines Themas zwischen Texten innerhalb eines Kommunikationsraumes, vgl. Bartels 2015), die aber dann verborgen bleiben, wenn Texte in einem Corpus gebündelt werden und so ein zeitliches Nebeneinander anstatt der textuellen Chronologie mit den damit einhergehenden Formen der Intertextualität suggeriert wird. Auch Traditionen des Schreibens, die ihre Spuren in Texten hinterlassen haben und zugleich bedeutungskonstitutiv sind, besitzen für die Interpretation Relevanz; vor allem die romanistische Sprachwissenschaft befasst sich mit diesen *Diskurstraditionen* (vgl. Schrott 2015).

Abschließend seien einige Methoden der Analyse von Texten genannt, wie sie insbesondere in neueren sprachwissenschaftlichen Arbeiten Verwendung finden (wobei die Rede von der *Analyse* im Unterschied zur *Interpretation* von Texten charakteristisch vor allem für sprachwissenschaftliche Arbeiten ist). Ausgangspunkt ist die eingangs getroffene Feststellung, dass alles an einem Text bedeutungskonstitutiv ist und Bedeutung in Texten aufgrund ihres emergenten Charakters durch die wechselseitige Semantisierung ihrer Komponenten, also auch entgegen der Linearität des Textverlaufs entsteht. Dabei erweist sich Bedeutung sowohl als punktuelles als auch als flächiges Phänomen und vor allem die komplexen Formen flächiger Bedeutungsbildung erfordern differenzierte Methoden der Interpretation bzw. Analyse. Damit ist nicht gesagt, dass eine rein intuitive Lektüre nicht ebenfalls zu interessanten Resultaten gelangen kann, doch wird diejenige Betrachtung, die textsemantische Intuition mit interpretativer Stringenz gelungen zu verbinden vermag, zu besonders guten Ergebnissen führen.

Vorab seien die Kategorien der *punktuellen* und *flächigen* Bedeutungskonstitution kurz skizziert (die Formulierung folgt Gardt 2013).

Bei *punktuellem Bedeutungskonstitution* evozieren prototypischerweise einzelne (zumeist lexikalische) Textausdrücke oder Ausdruckskombinationen in einer Weise Bedeutung, dass der betreffende Ausdruck als semantisch relevant zumindest für den weiteren Kontext seines Vorkommens bewertet wird, häufig auch für eine größere Textpassage, in besonderen Fällen sogar für den gesamten Text. Ein Beispiel für den zuletzt genannten Fall ist die Verwendung des Ausdrucks „entartete Kultur“ durch

den Kölner Kardinal Joachim Meisner, in einer Rede im September 2007. Durch die Assoziation mit der berüchtigten nationalsozialistischen Formulierung von der „entarteten Kunst“ hat dieser punktuell verwendete einzelne Ausdruck die öffentliche Rezeption der gesamten Rede geprägt.

Bei *flächiger Bedeutungskonstitution* entsteht der semantische Effekt durch die Gesamtheit der Bedeutung mehrerer Textelemente, ohne dass ein einzelnes dieser Textelemente bereits die erst über die Gesamtfläche des Textes entstehende Bedeutung anzeigt. Nicht selten sind die Mittel flächiger Bedeutungskonstitution divergenter und schwieriger zu identifizieren als die punktueller Bedeutungskonstitution. Wird z. B. ein Text insgesamt als ‚inhaltlich unklar‘, ‚unstimmig‘ wahrgenommen, dann kann dies an thematisch inkonsistent etablierten Wortfeldern liegen (durch die Verwendung von Ausdrücken, die sich nicht in ein einmal im Text etabliertes semantisches Feld einfügen), durch antithetische Propositionen (ohne argumentative Klärung der Antithesen), durch textdeiktisch unklare Anschlüsse usw. Erst in ihrer Gesamtheit lassen diese und andere sprachliche Konstituenten des Textes den erwähnten Eindruck der inhaltlichen Unstimmigkeit entstehen.

Zu ergänzen ist, dass mit den Ausdrücken *punktuell* und *flächig* die beiden Pole eines Spektrums bezeichnet werden, innerhalb dessen graduelle Abstufung herrscht: Zahlreiche Punkte werden ab einer gewissen, jeweils im Einzelfall zu bestimmenden Dichte zu einer Fläche.

Im Rahmen einer pragmatisch orientierten textsemantischen Analyse werden potentiell sämtliche Komponenten eines Textes in den Blick genommen. Dabei folgt die Analyse nicht selten einer Schrittfolge, die diese Bereiche umfasst:

- kommunikativ-pragmatischer Rahmen (Textproduzent, antizipierter Rezipient, Situation usw.)
- textuelle Makrostruktur (Textsorte und Handlungsformen; Binnenstruktur des Textes: Textthema, Themenentfaltung, Layout usw.)
- textuelle Mikrostruktur (Ebenen der Phonie, Graphie, Lexik und Phraseologismen; Argumentationsformen; Syntax und Flexionsmorphologie; Interpunktion usw.)

Allen genannten Größen sind Unterpunkte zugeordnet (die Auflistung ist dem *Textsemantischen Analyseraster* entnommen, wie auch die sich unten anschließende Zusammenstellung; im vollen Umfang findet sich das Raster u. a. in Gardt 2012 u. 2013, dort auch unter Einbeziehung von Bildzeichen und mit Hinweisen auf die Forschungsliteratur; speziell zu Text-Bild-Analysen in Verbindung mit den Kategorien des Rasters s. Klug 2016).

Die Ebene der Lexik etwa lässt sich weiter so differenzieren:

Lexik

- Fachwort, Fremdwort, Neologismus, Archaismus, Vulgarismus, Regionalismus etc.;

u. a. Bestimmung der Varietät (Fachsprache etc.) und – in Verbindung mit der grammatischen Analyse – des stilistischen Registers (salopp, umgangssprachlich, bildungssprachlich etc.), unter Berücksichtigung von Nähe- und Distanzsprachlichkeit

- Schlagwort (Fahnenwort – Stigmawort) (deontische Bedeutung)
- semantische (konzeptuelle) Felder/Netze: Etablierung von Themen/Teilthemen im Text (Anschluss an die Kategorien von Wortfeld, Begriffs-/Konzeptfeld, Frame/Wissensrahmen etc.)

Zu beachten:

- Kollektivsymbolik: u. a. Metaphern und Metonymien (Metaphernfelder/konzeptuelle Metaphern)
- Kollokationen
- Bezugsetzung eines Textzeichens (Wort, Wortgruppe, Phraseologismus, Satz, textstrukturelle Konstituente)
 - zu den in semantischer Relation stehenden Ausdrücken des Sprachsystems (Synonyme, Antonyme etc.)
 - zu den Sprachzeichen des Kotextes (Intratextualität)
 - zu Sprachzeichen in anderen Texten desselben Autors oder anderer Autoren derselben oder einer früheren Zeit (Intertextualität).

Die genannten Textkomponenten begegnen in der text- und diskurslinguistischen Literatur mit besonderer Häufigkeit, aber es ist offensichtlich, dass sich die Auflistung in vielfacher Hinsicht ergänzen ließe. An dieser Stelle soll sie lediglich dazu dienen, einen Eindruck von möglichen Gegenständen einer auf die Textbedeutung gerichteten Analyse zu vermitteln. Auffallend ist, dass neuere Arbeiten vermehrt auf kognitivistische Kategorien zurückgreifen, vor allem auf die von *Konzept* und *Frame*. Dabei können unterschiedliche Analyseverfahren – Schlagwortanalyse, Metaphernanalyse, Toposanalyse (i. S. v. Argumentationsanalyse) usw. – in den Dienst einer auf übergeordnete und damit für den Text zentrale konzeptuelle Einheiten gestellt werden.

6 Literatur

- Assmann, Aleida (1995): Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Hans Ulrich Gumbrecht/Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a. M., 237–251.
- Bacon, Francis: *Novum Organum Scientiarum* (1620). In: *The Works of Francis Bacon*. Collected and ed. by J. Spelling/R. L. Ellis/D. D. Heath. 14 vols. London 1857–1874. Nachdruck. Stuttgart-Bad Canstatt 1963. Bd. 1, 71–368.
- Bär, Jochen (2015): *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens*. Berlin/Boston.
- Bartels, Marike (2015): *Kampagnen. Zur sprachlichen Konstruktion von Gesellschaftsbildern*. Berlin/Boston.

- Barthes, Roland (1967/2005): Der Tod des Autors. In: Ders.: Das Rauschen der Sprache. Frankfurt a. M., 57–63.
- Barthes, Roland (1973/1986): Die Lust am Text. Frankfurt a. M.
- Beaugrande, Robert de/Wolfgang Dressler (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Betten, Anne (2004): Entwicklungen und Formen der deutschen Literatursprache nach 1945. In: Werner Besch/Anne Betten/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 4. Teilbd. Berlin/New York, 3117–3159.
- Betten, Anne (2009): Sprachstile in Alltag, Medien und Literatur. In: Der Deutschunterricht, Heft 1, 2–13.
- Betten, Anne/Ulla Fix/Berbeli Wanning (2015): Sprache in der Literatur. In: Ekkehard Felder/Andreas Gardt (Hg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/Boston, 455-474.
- Biere, Bernd Ulrich (2007): Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik. In: Hermanns/Holly, 7–21.
- Brinkmann, Hennig (1980): Mittelalterliche Hermeneutik. Darmstadt.
- Bühler, Axel (2003a): Grundprobleme der Hermeneutik. In: Ders. (Hg.): Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation. Heidelberg, 3–19.
- Bühler, Axel (2003b): Die Vielfalt des Interpretierens. In: Ders. (Hg.): Hermeneutik. Basistexte zur Einführung in die wissenschaftstheoretischen Grundlagen von Verstehen und Interpretation. Heidelberg, 99–119.
- Bühler, Karl (1934/1999): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. 3. Aufl. Stuttgart.
- Busse, Dietrich (2008): Diskurslinguistik als Epistemologie – Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung. In: Ingo Warnke/Jürgen Spitzmüller (Hg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin/New York, 57–87.
- Chladenius, Johann Martin (1742): Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften. Leipzig.
- Coseriu, Eugenio (1981): Textlinguistik. Hrsg. u. bearb. v. Jörn Albrecht. 2. Aufl. Tübingen.
- Felder, Ekkehard/Marcus Müller/Friedemann Vogel (2011) (Hg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin/New York.
- Fix, Ulla (2007): Zugänge zu Textwelten. Linguistisch-literaturwissenschaftliche Möglichkeiten, in die Geschlossenheit eines Erzähltextes einzudringen. In: Hermanns/Holly, 323–356.
- Fix, Ulla (2011): Was macht eine kulturspezifisch orientierte Textlinguistik aus? Überlegungen und Beispiele. In: Michail L. Kotin/Elisaveta G. Kotorova (Hg.): Die Sprache in Aktion. Heidelberg, 145–155.
- Fix, Ulla (2012): Anders – bezogen worauf? Abweichen – wovon? Historischer Rückblick und aktueller Ausblick auf Andersschreiben und Stilvorstellung. In: Britt-Marie Schuster/Doris Tophinke (Hg.): Andersschreiben. Formen, Funktionen, Traditionen. Berlin, 23–42.
- Fix, Ulla (2013): Sprache in der Literatur und im Alltag. Berlin.
- Fix, Ulla (2015): Die EIN-Text-Diskursanalyse. Unter welchen Umständen kann ein einzelner Text Gegenstand einer diskurslinguistischen Untersuchung sein? In: Heidrun Kämper/Ingo H. Warnke (Hg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston, 317–333.
- Fix, Ulla/Andreas Gardt/Joachim Knape (2008 u. 2009) (Hg.): Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung. Rhetoric and Stylistics. An International Handbook of Historical and Systematic Research. 2 Bde. Berlin/New York.
- Foucault, Michel (1969): Archäologie des Wissens. Frankfurt a. M. 1988.

- Gadamer, Hans-Georg (1960/1986): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 5. Aufl. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 1. Tübingen.
- Gardt, Andreas (1998): Die Fachsprache der Literaturwissenschaft im 20. Jahrhundert. In: Lothar Hoffmann/Hartwig Kalverkämper/Herbert Ernst Wiegand (Hg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft. Berlin/New York 1. Bd., 1355–1362.
- Gardt, Andreas (2002): Wort, Text und Bedeutung. Aspekte der semantischen Erschließung von Texten. In: Vilmos Ágel/Andreas Gardt/Ulrike Haß-Zumkehr/Thorsten Roelcke (Hg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen, 111–132.
- Gardt, Andreas (2007): Linguistisches Interpretieren. Konstruktivistische Theorie und realistische Praxis. In: Hermanns/Holly, 263–280.
- Gardt, Andreas (2012): Textsemantik. Methoden der Bedeutungserschließung. In: Jochen A. Bär/Marcus Müller (Hg.): Geschichte der Sprache und Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag. Berlin, 61–82.
- Gardt, Andreas (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. In: Ekkehard Felder (Hg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin/Boston, 29–56.
- Gardt, Andreas [demn.]: Wissenskonstitution im Text. In: Karin Birkner/Nina Janich (Hg.): Handbuch Text und Gespräch. New York/Boston.
- Glaserfeld, Ernst von (1997): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt a. M.
- Gronin, Jean (1991): Einführung in die philosophische Hermeneutik. Darmstadt.
- Heidegger, Martin (1927/1979): Sein und Zeit. 15. Aufl. Tübingen.
- Hermanns, Fritz (2003): Linguistische Hermeneutik. Überlegungen zur überfälligen Einrichtung eines in der Linguistik bisher fehlenden Teilfaches. In: Angelika Linke/Hanspeter Ortner/Paul R. Portmann-Tselikas (Hg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen, 125–163.
- Hermanns, Fritz (2007): Empathie. Zu einem Grundbegriff der Hermeneutik. In: Hermanns/Holly, 127–172.
- Hermanns, Fritz/Werner Holly (Hg.) (2007): Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens. Tübingen.
- Hörmann, Hans (1976): Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik. Frankfurt a. M.
- Horstmann, Axel (2004): Positionen des Verstehens. Hermeneutik zwischen Wissenschaft und Lebenspraxis. In: Friedrich Jaeger/Jürgen Straub (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 2. Stuttgart, 341–361.
- Ineichen, Hans (1991): Handbuch Philosophie. Philosophische Hermeneutik. Freiburg/München.
- Iser, Wolfgang (1976): Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung. München.
- Iser, Wolfgang (1994): Die Appellstruktur der Texte. In: Rainer Warning (Hg.): Rezeptionsästhetik. 4. Aufl. München, 228–252.
- Jakobson, Roman (1971): Linguistik und Poetik. In: Jens Ihwe (Hg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Frankfurt a. M., 142–178.
- Jannidis, Fotis u. a. (1999) (Hg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen.
- Jauß, Hans Robert (1994): Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft. In: Rainer Warning (Hg.): Rezeptionsästhetik. 4. Aufl. München, 126–162.
- Kalwa, Nina (2013): Das Konzept „Islam“. Eine diskurslinguistische Untersuchung. Berlin/Boston.

- Kintsch, Walter (2002): On the notions of theme and topic in psychological process models of text comprehension. In: Max Louwerse/Willie van Peer (Hg.): *Thematics. Interdisciplinary Studies*. Amsterdam/Philadelphia, 157–170.
- Klug, Nina-Maria (2016): Multimodale Text- und Diskurssemantik. In: Nina-Maria Klug/Hartmut Stöckl (Hg.): *Handbuch Sprache im multimodalen Kontext*. Berlin/Boston, 165–189.
- Klug, Nina-Maria/Hartmut Stöckl (2015): Sprache im multimodalen Kontext. In: Ekkehard Felder/Andreas Gardt (Hrsg.): *Handbuch Sprache und Wissen*. Berlin/Boston, 242–266.
- Larenz, Karl (1991): *Methodenlehre der Rechtswissenschaft*. 6. Aufl. Heidelberg.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturalistischen Linguistik. In: Elisabeth Wåghäll Nivre u. a. (Hg.): *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6. 2009*. Stockholm, 23–44 (*Acta Universitatis Stockholmiensis*).
- Meier, Georg Friedrich (1757): *Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst*. Halle.
- Michel Foucault (1969/1988): Was ist ein Autor? In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt a. M., 7–31.
- Nietzsche, Friedrich (1980): *Sämtliche Werke*. Hg. v. Giorgio Colli/Mazzino Montinari. Bd. 12. Berlin/New York/München.
- Oakes, Michael P. (2008): Corpus linguistics and stylometry. In: Anke Lüdeling/Merjy Kytö (Hg.): *Corpus Linguistics. An International Handbook*. Bd. 1. Berlin, 1070–1091.
- Oeming, Manfred (1998): *Biblische Hermeneutik*. Darmstadt.
- Oevermann, Ulrich (2002): *Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung*. Frankfurt a. M.
- Reicher, Maria E. (2007) (Hg.): *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit. Philosophische Grundlagen der Literaturtheorie*. Paderborn.
- Rizzolatti, Giacomo/Corrado Sinigaglia (2008): *Empathie und Spiegelneurone: Die biologische Basis des Mitgefühls*. Frankfurt a. M.
- Schleiermacher, Friedrich (1829/1976): Über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolfs Andeutungen und Asts Lehrbuch. In: Hans-Georg Gadamer/Gottfried Boehm (Hg.): *Seminar: Philosophische Hermeneutik*. Frankfurt a. M., 131–165.
- Schmidt, Siegfried J. (1988): Der Radikale Konstruktivismus. Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: Ders. (Hg.): *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. 2. Aufl. Frankfurt a. M., 11–88.
- Schrott, Angela (2015): Kategorien diskurstraditionellen Wissens als Grundlage einer kulturorientierten Sprachwissenschaft. In: Franz Lebsanft/Angela Schrott (Hg.): *Diskurse, Texte, Traditionen. Modelle und Fachkulturen in der Diskussion*. Bonn/Göttingen, 115–146.
- Searle, John (1979/2007): The logical status of fictional discourse. In: Ders.: *Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts*. Cambridge, Mass., 58–75. – Deutsche Übers. in Reicher 2007.
- Ślawinski, Janusz (1975): Probleme der literaturwissenschaftlichen Terminologie. In: Ders.: *Literatur als System und Prozeß*. München, 65–81.
- Sontag, Susan (1964): *Against Interpretation and Other Essays*. New York.
- Ungerer, Friedrich/Hans-Jörg Schmid (2006): *An Introduction to Cognitive Linguistics*. 2. Aufl. Harlow u. a.
- Winko, Simone (1999): Einführung. Autor und Intention. In: Jannidis u. a., 39–46.